
LIEBER WIESENGRUND ALS AUERLEBNIS

Rezension von: Rudolf Burger, Abstriche vom Guten und Schönen im Grünen, Sonderzahl Verlagsges. m. b. H. 1991, Paperback, 150 Seiten, öS 198,-.

Wo die „Eingriffe“ längst nicht mehr Tabu und Einverständnis verletzen und die „Stichworte“ stumpf geworden sind, wären wohl „Abstriche“ zu machen. Hinter der vordergründigen Desillusionierung, die dem herrschenden Zeitgeist Tribut zollt, lugt dabei keck zündelnder Widerspruch hervor, trotzig bewahrte Kindlichkeit, die das Spiel mit dem Feuer der Utopie nicht lassen will. Im dritten Wortsinn schließlich haben Abstriche der Diagnose, dem quasimedizinischen Befund zu dienen, der bekanntlich als positiv empfunden wird, wenn er negativ ist.

Mit anderen Worten: „Teddy Adorno is alive and well and living in Vienna“.

Wer Rudolf Burgers neues Buch liest, kann sich eines nostalgischen Seufzers nicht entbrechen: Ja, genau das war es, was vor zwanzig Jahren so viele erreichen wollten. Genauso brillant, sprachmächtig und tiefsinnig mit Doppel- und Dreifachbedeutungen, jonglierend wollten sie schreiben. Manche kamen der Perfektion ziemlich nahe. Kurt Greussing etwa, der längst zum Iranisten mutiert ist, oder Peter Kowalski. Enorme philosophische Belesenheit, feinstes Sprachgefühl und ein leiser Anhauch von Snobismus waren die Grundvoraussetzungen, um wenigstens temporärer Bewohner des „Grandhotel Abgrund“ zu werden. Freilich: nicht jeder versteht es, sich als Abkömmling genueser Dogen zu gerieren – und kaum einer hat

die Konsequenz aufgebracht, wie Rudolf Burger den einmal eingeschlagenen Weg „auszubauen und zu vertiefen“. In diesem Sinn sind Burgers „Abstriche“ in der Tat ein nostalgisches Fest- und ein Lesevergnügen. Seine Sprachkunst und seine Thematika haben nichts Epigonales, sie stellen sich den Herausforderungen der Gegenwart, auch wenn ihr Bezugsrahmen mit Hegel und der Frankfurter Schule fest vorgegeben ist.

„Die großen Utopien sind alle am Ende, doch nicht Kriege haben sie verhindert oder Konterrevolutionen sie zerstört, sondern der Alltag hat sie zerfressen“, resümiert Burger gleich im Einleitungssessay. Und: „Der Marxismus ist in einer Weise gescheitert, die paradox seine Grundannahme bestätigt: die von der Dominanz der Ökonomie über die Politik“. „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht“ – das war seit Schiller das Credo aller Revolutionäre. Jetzt hat sie ihr Urteil gesprochen, man soll sich nicht beschweren. Es war, man hat es selber gesagt, sogar gesungen, das „letzte Gefecht“. Prägnanter und witziger ist kaum je ein Resümee des Revolutionsjahres 1989 gezogen worden.

Freilich: manche der Signale, die Rudolf Burger hier etwa zeitgleich mit den zur Selbstbefreiung schreitenden Völkern vernimmt, scheinen ihm kurz zuvor noch allzulaut in den Ohren geklungen haben. Der Aufsatz: „Ein herrlicher Sonnenaufgang oder die Tugend und der Terror“ verharmlost mit Berufung auf Hegel das dem modernen Totalitarismus schon recht nahe jakobinische Schreckensregiment in einer Art, wie das der klassischen linken Lesart vor 1989 entspricht. (Diese hatte dabei bekanntlich auch Entlastungsfunktion für die sogenannte Oktoberrevolution zu leisten.) Während Karl Popper von Burger wohlwollend als „Lieblingsphilosoph der späten Sozialdemokratie und reiferen Jugend“ abgetan wird (S. 39), weiß der Philosoph nicht ohne Unter-

ton der Bewunderung zu vermeiden, daß der Guillotine „die Einfachheit und Universalität eines Axioms eignet: sie besteht aus den geometrischen Elementarfiguren Kreis, Rechteck und Dreieck“ (S. 53). Hier soll nun Burger gewiß nicht unterstellt werden, die von ihm selbst deklarierte „rationalistische Kälte des Terrors“ zu befürworten (etwa nach jener Metapher, wo gehobelt wird, fallen Späne, die so große Rolle bei der Legitimierung der stalinistischen Opfer beim „Aufbau des Sozialismus“ gespielt hat). Aber die Art, wie er die „qualvoll-endlose Hinrichtung des Damians von 1757, der Ludwig XV. einen Kratzer zugefügt hatte“, mit der „Serie luzider Schocks“ (sic!) des revolutionären Terrors kontrastiert, weist ihn doch als Meister des Euphemismus aus (S. 53). Freilich, der Beitrag stammt vom März 1989, ist also rückschauende Revolutionsfeier für 1789. Aber daß darin der Terror als quasi unverzichtbares, ja geradezu beneidenswertes historisches Erbe figuriert, verwundert schon ein wenig. Burger stellt zuletzt (S. 57) die Frage, was es für das Selbstbewußtsein eines Volkes wie des österreichischen oder deutschen bedeute, „wenn es niemals als freies vor seiner eigenen Freiheit erschrak, sondern immer nur vor seinen Herren?“ Man könnte hier spontan einige Völker nennen, etwa die Schweden oder Schweizer, die auch ohne solche blutige Tradition ein beachtliches Selbstbewußtsein erkämpft haben . . .

„Moral ist etwas für die kleinen Leute und sie sorgt dafür, daß sie kleine bleiben.“ „Sie spart Kosten der Repression, indem sie diese die Individuen an sich selbst verrichten läßt, gleichsam in unbezahlter Heimarbeit.“ Mit diesen brillanten Einleitungssätzen fängt ein (Rezensions-) Beitrag an, der dem guten altlinken Topos des Antiphilistertums huldigt. Opfer ist der christliche Ethiker Robert Spaemann, dessen Vorstellungswelt Burger wie die „Hausord-

nung eines Seniorenheims“ erscheint. „Hier werden wieder Bindungen gepredigt und das zerrissene Bewußtsein der Moderne durch sanftes Handauflegen geheilt.“ Schön formuliert – aber Burgers materialistisches Eintreten für ein „Glück, das endlich ist, dafür aber real und im Diesseits“, ist ganz auf die Lächerlichmachung des biederen Christenmenschen gerichtet und reflektiert nicht im geringsten die zwischenmenschlichen Reibungsflächen der modernen Selbstentfaltungsethik.

Auch dort, wo Burger sich dem „Verschleiß gleichsam naturwüchsiger Moralressourcen“ zuwendet, der Erschöpfung traditionaler Sinn- und Verpflichtungssysteme durch den liberalkapitalistischen Wirtschaftsprozess, wird übrigens die „Tugend des Terrors“ (Saint-Just und Robespierre) für ihn zum Faszinosum. Hier freilich ringt er sich zum klaren Satz durch: „Die Politik spielt sich im Relativen ab und führt immer dann zu Katastrophen, wenn sie Ideale verwirklicht und moralisch rein bleiben will“ (S. 89).

Was „das Grüne“ betrifft, das Burger immerhin im Titel hat, so hält er es, man verzeihe den Kalauer (1) hier eher mit dem Wiesengrund als mit der Aubesetzung. Letztere ist für ihn ein „Initiationserlebnis“, das er sich offenbar gerne erspart hat. Seine Polemik gegen Freda Meissner-Blau entbehrt nicht der billigen Gags („alternatives Denken als Alternative zum Denken“, die „aufgeregten Phrasen, welche die ökologische Literatur ebenso unerträglich machen wie die Zustände, die sie beschreibt“, „Warnungs- und Erweckungsprosa“ etc.) Indem Burger aber den grünen Realloflügel anhand eines Buches von Joscha Fischer als „realistisches Modernisierungsprogramm für die deutsche Industrie“ denunziert, kokettiert er gerade mit den Borniertesten der Grün-Alternativen, denen ihre Wahlsiege von den vermorschten Regierungsparteien auf den Tisch gelegt werden müssen, weil sie selbst eher Wählervertreibung praktizieren.

Fischers Feststellung, der Kapitalismus hat gewonnen, „der linke Antikapitalismus ist tot“, und sein Hinweis auf die gattungsbedrohenden Gefahren führt Burger reflexhaft zur Zitierung Wilhelms II.: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Deutsche“ (mit augenzwinkernder Parallele von Entente und Ozonloch).

„Fischers Programm ist nicht radikal, sondern rabiat – und gerade deshalb hat es Aussicht auf Erfolg“ (S. 85). Mit derlei kunstvollen Pirouetten versteht es Burger, den Anspruch auf eine kritische Avantgardeposition mit weltweisem Zynismus zu verbinden (Star Wars oder Save the Earth Programm, „verdienen kann man an beidem“). „Umwelt als Wachstumsbranche“: Burger konzidiert Fischer mit dieser Orientierung als praktischer Politiker absolut recht zu haben, sympathisiert aber auch mit dem Versuch der „Besten der Grünen“, die Welt noch einmal zu poetisieren – woraus das gespannte Verhältnis zwischen romantischer Basis und realistischen Funktionären sich „für die Logik dieser Partei als konstitutiv“ ergebe (S. 90). Eben diesen „Besten“ wird freilich auf der nächsten Seite (ebenfalls in einem Falter-Aufsatz aus 1989) irriert zugeschrieben, „ihre geradezu lähmende Friedfertigkeit mit eiferner Militanz“ zu vertreten – auch ist Burger „gegen ihr Pathos allergisch, das jedem auf die Nerven geht, der nicht von Rohkost lebt“ („der Kothurn verrät die Zwerge“ [S. 91]).

Das Beste, was man bei der Lage der Dinge erhoffen kann, wäre eine unter dem Druck der Grünen renovierte So-

zialdemokratie, gerade weil die keine Perspektiven bietet, wenigstens „keine fundamentalen“, seufzt uns der skeptisch gewordene linke Ministerialrat, der zum Professor geworden ist, auf Seite 96 zu. Da aber fragt man sich wieder: Warum muß er sich das linkshegelianische Federl an den Hut stecken und spricht so böß vom braven Popper?

Ersparen wir es uns, weiter in den Widersprüchen des edlen Rudi Burger herumzustochern. Thomas Pluch hat ihm eine „dandyistische Haltung“ vorgeworfen, und nachdem Burger diesen Vorwurf „gerne annimmt“ (S. 97), belassen wir es dabei. Genießen wir die funkelnden Paradoxien der „Abstriche“, machen wir still unsere eigenen Abstriche von dem, was da allzu wortbeliebt und narzißtisch formuliert wird, und stellen wir das hübsche Buch neben unsere Adornos und Horkheimers, die vor ein paar Jahren in die hintere Reihe des Bücherschranks gewandert sind, ohne uns deshalb unlieber zu werden. Der Rudi Burger, das ist eben doch noch ein allzeit Getreuer . . .

Robert Schediwy

Anmerkung

- 1 Theodor Adorno hieß eigentlich nach seinem Vater Wiesengrund. Er wählte aber für seine Publikationen den Namen der Mutter, die ihre Abkunft auf ein Genueser Dogengeschlecht zurückführte (vgl. G. P. Knapp; Th. W. Adorno [Berlin 1980], sowie Peter v. Haselbergs Aufsatz im Adorno-Sonderband von Text und Kritik [München 1977] 7 ff).